

GEDENKREDE AUF BRUNO LIEBRUCKS

* 12.10.1911, † 15.1.1986

VOM UMGEHEN DES DENKERS MIT DEM DICHTER

von Helmut Viebrock

Gehalten in der akademischen Trauerfeier am 25. Oktober 1986

Im Kurpark zu Bad Homburg steht ein Hölderlin-Denkmal. Der kleine rote Sandstein-Obelisk trägt vorn ein weißes Medaillon mit dem Bas-Relief des Dichters im Halb-Profil. An der linken Seite des Steins, auf einer weißen Tafel, stehen, wie zu Versen angeordnet, Worte aus dem „Hyperion“. Sie lauten:

Die Schönheit flüchtet
aus dem Leben der Menschen
sich herauf in den Geist.
Ideal wird, was Natur war.

Es bedurfte des mehrmaligen lesenden Verweilens, um den auf Bildung und Bedeutung des einzelnen Wortes erpichten Philologen auf das Ungewöhnliche des Wortes „herauf“ aufmerksam werden zu lassen. „Herauf“ bedeutet doch „von dort unten nach hier oben“. Der da redet, schreibend redet, ist also in diesem Augenblick des Redens „hier oben“, im Bereich des Geistes, wo das Schöne, das ehemals Natur war, jetzt als Ideal weilt oder west oder ist. Ein englischer Freund, theoretischer Physiker, auf dieses Wort und die von ihm gestiftete Perspektive aufmerksam gemacht, entgegnete fragend, ob hier nicht vielleicht eine allegorische Figur rede. Es redet aber Hyperion, der Eremit in Griechenland, und zwar als Schreiber des 15. Briefes im Zweiten Buche des Romans. In diesem Brief ist von der Liebe und der Freundschaft die Rede. „Die Liebe“, so heißt es da, „gebar Jahrtausende voll lebendiger Menschen; die Freundschaft wird sie wiedergebären.“ Dann wird der einstigen „Kinderharmonie“ der Völker die künftige Harmonie der Geister gegenübergestellt, die der Anfang einer neuen Weltgeschichte sein werde. Es ist von der Entwicklung der Menschen aus dem „Pflanzenglück“ über Reife und Gärung bis zum jetzigen Zustand der unendlichen Auflösung die Rede, in dem das {294 / 16} Menschengeschlecht „wie ein Chaos“ daliege, daß alle, die noch fühlen und sehen, Schwindel ergreife. Nun kommt die Wendung des Gedankens: „Aber die Schönheit flüchtet aus dem Leben der Menschen sich herauf in den Geist; Ideal wird, was Natur war“; und nachdem nun am Bilde des unten zwar verdorrten und verwitterten, oben aber mit frischem Wipfel grünenden Baumes der neue Weltzustand berufen wird, wird der Kernsatz mit emphatischer Betonung des zum Sein gesicherten Wandels wiederholt: „Ideal ist, was Natur war.“

Vorher aber hat Hyperion in diesem Brief an Bellarmin „selige Erinnerungen“ wach werden lassen, in die er sich „vor dem Sturme“ einhüllt. Hyperion sitzt mit Notara, dem Freunde, bei dem er zu Gast ist, und einigen anderen in Diotimas Garten. Auch sie selber ist anwesend, wenngleich zunächst noch stumm. Man spricht über die Freundschaft, und jemand rühmt die heldenmütigen Dioskuren Harmodius und Aristogiton als zukunftsweisendes ideales Freundespaar. Deren Erwähnung löst dem bisher schweigsamen Hyperion die Zunge, und ihrer beider Worten stimmt alsbald Diotima uneingeschränkt und innig zu: „Ich hab’ es verstanden, Lieber, ganz

verstanden, soviel er sagt. Die Liebe gebar die Welt, die Freundschaft wird sie wiedergebären. O dann, ihr künftigen, ihr neuen Dioskuren, dann weilt ein wenig, wenn ihr vorüberkommt, da, wo Hyperion schläft, weilt ahnend über des vergessenen Mannes Asche, und sprecht: ‚Er wäre, wie unsereiner, wär’ er jetzt da’.“ Auf diese seltsam-visionären, innigen und schonungslosen Worte, die den Tod und das Vergessensein des Geliebten bereits übersprungen haben, stammelt Hyperion, überwältigt von der Wahrheit ihrer Worte: „Das hab ich gehört, mein Bellarmin! Das hab ich erfahren, und gehe nicht willig in den Tod. Ja, ja, ich bin vorausbezahlt, ich habe gelebt. Mehr Freude konnt ein Gott ertragen, aber ich nicht.“ Freude, der schöne Götterfunke, ist hier der versengende Blitz.

Wie nun geht der Denker, der Philosoph, hier mit dem Dichter um, der seine lyrische *persona* solches sagen läßt? In dem „Und“ betitelten siebten Band seines großen Werks, *Sprache und Bewußtsein*, das der Sprache Hölderlins gewidmet ist, denkt Bruno Liebrucks im Kapitel „Umwege“ den Worten Hyperions in einer immer weiter ausgreifenden Deutung nach. Dort (S. 375) liest man im Zusammenhang mit den Worten, die von der die Liebe wiedergebärenden Freundschaft handeln, das Folgende: „Nachdem seit Plato die Schönheit in den ‚Geist’ geflohen ist, kann unsere Aufgabe nicht darin bestehen, sie auf die Erde herunterzubringen, sondern sie im Geiste wiederzufinden.“ Und das Wort vom zweiten, neuen Lebensalter der Welt aufnehmend, erläutert Bruno Liebrucks den Begriff „Welt“ als die Sphäre des Menschen auf dieser Stufe der hölderlinschen Entwicklung und beschließt diesen Gedanken mit dem Satz: „Erst die Sphäre, die höher ist als die des Menschen, ist der Gott.“

Der Versuchung, die nun folgende Reflexion über das Ideal als die kantische Idee *in individuo* und damit als den Hegeischen Begriff auch nur vorlesend zu {295 / 17} vergegenwärtigen, muß der auf seine begrenzte Beobachtung eingeschworene Philologe widerstehen. Er muß vielmehr darauf hinweisen, daß der Philosoph seinerseits hier ein unscheinbares Wort höchst signifikant verwendet: Er schreibt, es könne nicht „unsere“, das heißt aber seine, des Denkers, Aufgabe sein, die in den „Geist“ geflohene Schönheit „auf die Erde herunterzubringen“, es gelte vielmehr, „sie im Geiste wiederzufinden“. Die durch das Umstandswort „herunter“ raumperspektivisch bestimmte Aktionsart des Tätigkeitswortes „bringen“ hat ihren Zielpunkt „hier unten“: das Adverb „herunter“ zeigt an, wo der Sprecher oder Schreiber sich befindet, hier unten auf der Erde, in der „Welt“.

Aber der Philosoph spricht dennoch nicht als Wissenschaftler der Welt, Wissenschaftler im Sinne eines die wissenschaftlich-objektive Sprache Sprechenden, die, wie es heißt, „ihre Vollendung nicht in der Sprache, sondern in mathematischen Zeichensystemen zu finden scheint“. Es ist bemerkenswert, mit welcher selbstbegrenzenden Zurückhaltung die dem Hölderlinschen Naturverständnis – nach Maßgabe des Autors – zuwiderlaufende Arbeits- und Erkenntnisweise der Verhaltensforschung kommentiert wird. Wenn nämlich, so heißt es, die Verhaltensforscher die Theorie verträten, daß es bei Tieren, die für Hölderlin auch ihr „Festes“ hätten und „nicht vom Brot allein“ lebten, vornehmlich um Rankämpfe und die Verteidigung ihrer Territorien ginge, so liege dies „vielleicht“ an der wissenschaftlichen Methode, ihren „Pfad“.

Wie aber verläuft der „Pfad“ des Denkers, der die Gedanken Hyperions nachdenkt? Gleich im 2. Briefe des Ersten Buches ruft Hyperion sich und dem Freunde Jugenderinnerungen zurück. Wenn er auf den Höhen von Tina saß, den Falken und Kranichen nachsah und den Schiffen, wie sie

„hinunterschwanden“ am Horizont, dann: „Dort hinunter! Dacht’ ich, dort wanderst du auch einmal hinunter ...“ Mit ergreifender Deutlichkeit ist an Wortwahl und Wortbildung abzulesen, wie der Standpunkt der „Höhe“ von einem Augenblicke zum andern in den der Tiefe verwandelt werden kann, hier, im „Hyperion“ noch im Bereiche des subjektiven Gefühls, der Subjektivität. Die „Höhe“, das ist hier „das All der Natur“, das ist „der Gipfel der Gedanken und Freuden“, das ist „die heilige Bergeshöhe“, „der Ort der ewigen Ruhe“. Und da heißt es: „Auf dieser Höhe steh’ ich oft, mein Bellarmin! Aber ein Moment des Besinnens reißt mich herab.“ „Herab“ heißt es wieder, nicht „hinab“! Denn im Nu ist der eben noch auf der Höhe Wandelnde auf die Erde zurückgerissen. Und nun hebt die Klage an: „Ach, wär’ ich nie in eure Schulen gegangen. Die Wissenschaft, der ich in den Schacht hinunter folgte, von der ich, jugendlich töricht, die Bestätigung meiner reinen Freuden erwartete, die hat uns alle verdorben.“

An dieser Stelle sei erlaubt, ein Wort über das Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft aus dem Munde der beiden Dialogpartner in Bruno Liebrucks’ Schrift „Von der Koexistenz zum Frieden“ anzuführen, als klärendes Schlaglicht: {296 / 18}

„B. Vor jedem philosophischen Gedanken türmen sich heute ganze Wissenschaften, die man zu Rate ziehen müßte, um aus dem Geist der vagen Spekulation herauszukommen. Die Wissenschaften pflegen nicht mit der Philosophie ein Gespräch zu führen, sondern nur die eigenen Burgen zu verteidigen.

A. Sie nehmen an, daß die Burgherren das Problem gar nicht sehen?

B. Als Wissenschaftler nicht ...“ (S. 59).

Kehren wir zum „Hyperion“ zurück. Der Denker – und damit ist hier immer nur der eine gemeint, Bruno Liebrucks – sieht nicht, wie der Philologe, auf ein einzelnes Wort als unsituiertes, sondern auf das Ganze des bewegten und bewegenden Sprachgebildes. Die eben angeführte Beschwörung der „Höhe“ geschieht bei ihm, dem Denker, zugleich falsifizierend und rektifizierend: einmal aus der zunächst mitvollzogenen falschen Logik, die die Einheit des Einzelnen und des Ganzen, das *hen kai pan*, auflöst, sodann aus der rechten Perspektive der Hegelschen Logik, von der Liebrucks sagt: „Die ganze Logik hat ihren logischen Ort auf dem, was Hölderlin *die heilige Bergeshöhe* nennt.“ Wo der Dichter im sinnlich scheinenden Bild der „Höhe“ den philosophischen Begriff hineingibt, da kehrt der Denker den Begriff des Hohen als höchster Stufe menschlicher Erfahrung bildhaft-sinnlich heraus. Beide wirken in reziproker Weise komplementierend. Der Denker muß dabei dem Dichter nicht nur hinauf und hinunter, herab und herauf folgen, wozu es der Fähigkeit bedarf, immerfort wechselnd „dort oben“ auf der „Höhe“ und „hier unten“ in der „Tiefe“ sein zu können, der permanenten, potentiellen Ubiquität also, und gerade dann, wenn diese dem Geschöpf des Dichters ermangelt: Er, der Denker, muß auch über das vom Dichter gestiftete Geflecht der zeitlichen Bezüge, der Perspektiven des „Noch“ und des „Schon“ hinweg zurück- und vorgreifen im Reflektieren und Spekulieren, so, wenn er eine soeben über die frühe Entfremdung des Dichters getroffene Feststellung mit den Worten kommentiert, hier sei Hölderlin „noch“ der „verlorene Sohn der Natur“, der sich seiner Menschen und Welt verändernden Kraft kraft des Blickes in die unverstellte Natur (noch) nicht bewußt sei.

Was gemeinhin als „Kongenialität“ von Dichter und Denker gilt, zeigt sich als Reziprozität, als ein dem Verfahren des Dichters sich soweit wie möglich anpassendes Verfahren des Denkers, das indessen seine eigene Ziel-

und Zwecksetzung hat. Voraussetzung dafür ist die sprachliche Teilhaberschaft des Denkers am Dichter, aber auch seine „Kompetenz“, in seiner eigenen Denk-Sprache die Gedanken des Dichters vollständig und neu generieren zu können.

In der deutenden Verfahrensweise des Denkers wirkt sich diese Kompetenz als übermäßige Bearbeitung bestimmter poetischer Teile auf Kosten der gleichmäßigen Behandlung aller Teile aus. Zu den beiden gleichzeitig oder doch miteinander zu handhabenden Perspektiven der Vereinzelung, des „hier unten“, und der Allumfassendheit, des „dort oben“ („hier oben“), tritt, sie {297 / 19} um eine Dimension erweiternd und diachronisch komplizierend, der Standort des zeitgenössischen Denkers gegenüber dem des historisch gebundenen des Dichters. Dies alles fordert vom deutenden Denker die Fähigkeit zum Nachvollzug des Wechsels der Töne fast jenseits der Zeitlichkeit, unter deren geschichtlicher Bedingung der Dichter schrieb und sein Gefühl fühlte und dachte.

Zweifellos ist der Denker dem Dichter so durch sein ständig gegenwärtiges, alle Phasen und Sphären zugleich verfügbar habendes und handhabendes Bewußtsein überlegen.

Wenn Liebrucks die hölderlinsche Transzendenz als gestalthafte Stufe sprachlich, im Sinne seiner eigenen Sprache, der des Denkers, darstellen will, so bindet er in einem Satz die Worte „intelligibler Raum“ und „die Wiesen“ zusammen. Er bringt die Überlegenheit durch Unbegrenztheit zur Sprache, wenn er die Begrenztheit und gerade noch zureichende Sagekraft Hyperions angesichts des Ungeheuren, das er erlebt, mit den Worten charakterisiert, sie reiche „nicht dorthin herab und zugleich hinauf“. Dagegen ist er, der Denker, dem Dichter dort unterlegen, wo dieser den unsäglichen, den unsagbaren Augenblick am Rande des Abgrundes ins Wort faßt. Hier sagt der Philosoph – und das Beherrigenswerte geht zu Herzen –: „Die Szene, in der Diotima in den Abgrund schaut, sei hier übergangen. Sie ist nicht besprechbar, obwohl in der Literatur schon zerschwatzt, weil sie auf den Augenblick weist, von dem gesagt ist: *dahin führen alle Stufen auf der Schwelle des Lebens. Daher kommen wir, dahin gehen wir.*“ Diese Scheu gilt auch über die Auslegung an dieser Stelle hinaus, denn sie entspringt nicht dem Unvermögen, der Ohnmächtigkeit gegenüber dem Wort, der Sprache, sondern gerade der Gabe, das Tiefste und Zarteste, wenn nicht zu verschweigen, so doch nur durch ein Zeichen, einen Wink, eine Aussparung zu verstehen zu geben.

Lassen Sie mich hier die Maske des Philologen ablegen und damit die „stance“ der Distanziertheit, und in *propria persona*, in eigener Sache, von zwei Begegnungen mit meinem langjährigen Kollegen und Freund Bruno Liebrucks reden. Wir lernten einander vor 35 Jahren in Köln kennen, wo er ein bereits weithin bekannter Philosoph war, ich dagegen ein Anfänger in meinem Fach der Anglistik, in dem ich mich als Brückenbauer verstehe, nicht „pontifex“, sondern Dolmetsch. Zwangsläufig bringen der Geist der Zunft, der Philosophischen Fakultät, und der Geist der Wahlverwandtschaft, ich meine die Freundschaft, in die hierarchisch-hypotaktische Struktur des akademischen Raumes ein parataktisches Moment, das immer wieder ein Gleichgewicht unter Ungleichgewichtigem herstellt. Ich bewunderte Liebrucks. Sein leidenschaftliches, pausenloses Denk-Leben war mir unfäßlich, und blieb es auch, als es mir vertraut geworden war. Sein fühlbares Inspiriertsein, von der Dichtung, der Malerei, der Musik, war mir dagegen eine faßliche Mit-Freude. Im Gespräch unterstellte ich mich, mich oft verstellend, seinem hohen Maßstab, den er, mich überschätzend, mir wiederum unterstellte. So war da die ganzen Jahre ein lebendiges, sich nach Schwankungen immer wieder {298 / 20} erneuerndes Gleichgewicht der, wie

ich weiß, wechselseitigen Sympathie. Zwei Wellenbögen dieser fortdauernden Schwingung will ich hier preisgeben. Sie sprechen, meine ich, für sich.

Wir waren im Hause eines verstorbenen bedeutenden Gelehrten, der dem George-Kreis angehört hatte und selber Dichter war, um Hölderlins Gedichte versammelt. Liebrucks legte uns seine Lehre der Stufen und Sphären der Hölderlinschen Dichtung dar und konnte es nicht verstehen, daß ich am Abend jenes Tages, der dem größten deutschen Dichter gewidmet gewesen war, einzelnes aus der Prosa und Versdichtung des besagten Gelehrten vorlas. Liebrucks machte aus seinem Unmut keinen Hehl. Ich mußte das Wort „Professorenlyrik“ stellvertretend für den *genius loci* einstecken. Ich tat es – nicht, weil ich von der Berechtigung des Urteils durchdrungen gewesen wäre, wohl aber, weil ich die Berechtigung des Freundes, den Freund um der – subjektiven – Wahrheit willen nicht zu schonen, anerkannte.

Als ich Liebrucks ein anderesmal meine Übersetzung eines englischen Gedichtes des ehemaligen englischen poeta laureatus Cecil Day Lewis zuschickte, schrieb er mir einen langen Brief, in dem er beteuerte, wie sehr ihn dessen Verse die Überlegenheit des Dichters über den Philosophen habe fühlen lassen. Dies schrieb er über Verse, die bei aller unbezweifelbaren formalen Reinheit doch eine klassizistische, in gewissem Sinne akademische Kühle atmeten. Mich rührte die Bescheidenheit – mehr als das: die Demut des Denkers vor dem Dichter. Vielleicht war es gerade dessen Selbstbescheidung, die übersprungen war. Das Gedicht heißt „On the not saying everything“ – „Über das Nicht-alles-Sagen“. Es ist ein Liebesgedicht, ein matrimoniales eher als ein erotisches; darin wird die Parallele gezogen zwischen der entelechialen, sich wesenhaft selbst beschränkenden Gesetzmäßigkeit eines Baumes mit der notwendigen Selbstfindung des Individuums gerade im Bunde mit einem anderen. Der Schluß lautet so:

Doch werden wir, nach dem Entdecker-Spielen,
Zu Siedlern, so ist unter andren Zielen
Notwendig dies nächste – neu zu klären,
Wo zwischen uns beiden die Grenzen wären;
Sonst bleibt eins gefangen, das andre geht frei.
Ein jedes, zum Ich-sein geführt aufs neu',
Beweise, daß unserer Liebe Gebärde,
Weil enger begrenzt, um so reiner werde.
Das Wesen der Liebe soll, wie ein Gedicht,
Entspringen dem Alles-sagt-man-nicht. {299 / 21 }

*But when we cease to play explorers
And become settlers, clear before us
Lies the next need – to re-define
The boundary between yours and mine;
Else, one stays prisoner, one goes free.
Each to his own identity
Grown back, shall prove our love's expression
Purer for this limitation.
Love's essence, like a poem's, shall spring
From the not saying everything.*

Mir blieb bei dem Entschluß, meine Freundschaft zu Bruno Liebrucks,

unserem großen, geehrten und unvergessen bleibenden Kollegen Bruno Liebrucks, vor Ihnen zu bekennen und zu bekräftigen, keine andere Wahl als das zu tun, was der stets von seinem Gegenstand abhängige Deuter, der Philologe als Interpret des Dichters, angesichts des unabhängigen Denkers rätlich tun muß: er muß, über das Umgehen des Denkers mit dem Dichter redend, den Denker mit Hilfe des Dichters umgehen, das Umgehen des Denkers mit dem Dichter ins Werk, und das heißt ins Wort setzen. Für die Verwendung des auf der Stammsilbe betonten Wortes „umgehen“ liefert Liebrucks selbst in seinem Buch „Irrationaler Logos und rationaler Mythos“ das willkommene Beispiel, wenn er dort nämlich das Wort „umsprechen“ verwendet, im Sinne des Umsprechens der Wirklichkeit des Dings durch wissenschaftliche Definitionen, das nicht identisch sei mit deren Aussprechen (S. 319).

Sie, verehrte Anwesende, mögen mir die Benutzung des Sprach- oder Wortspiels als eines Mittels der nur so zu verbalisierenden tiefen Befangenheit nachsehen, so wie – dessen bin ich sicher – er, Bruno Liebrucks, an den wir alle mit größter Achtung, Bewunderung und Zuneigung denken, als der die Sprache, diesen „Spiegel der Welt“, bis auf den Grund Durchschauende, es getan haben würde.

Quelle:

SITZUNGSBERICHTE DER WISSENSCHAFTLICHEN
GESELLSCHAFT AN DER JOHANN WOLFGANG GOETHE-
UNIVERSITÄT FRANKFURT AM MAIN
BAND XXVIII, Nr. 6 (S. 293-299)



FRANZ STEINER VERLAG STUTTGART 1992